

gebiet äußert, wenn sie hören, daß er zur Bemäntelung und Sanftionierung des Raubzuges der Franzosen benutzt werden und daß mit seiner Hilfe aus dem vollen Recht, das die deutsche Bevölkerung auf ihr Land hat, ein halbes gemacht werden soll. Auch die sogenannten Idealisten und Pazifisten mancher Länder verteilen das Fell des Bären. Auch sie konnten nichts Besseres tun, als den Fortgang des Kampfes sorgfältig zu beobachten, in dem ein waffenloses hochorganisiertes Volk mit Erfolg gegen glänzende Bajonette steht, die die Unwissenheit und Anmaßung beschützen.

Lloyd Georges Einigungsvorschlag an Asquith.

Begeisterung in Schottland, tüftle Ausnahme in London.
(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Das große Ereignis des Tages, das die Lloyd George gestern im Liberalen Klub in Edinburgh gehalten hat, wird von einigen Blättern als „Marshallen der Geschichte des englischen Liberalismus“ bezeichnet. Die Grundidee der Rede Lloyd Georges bildete die Einigung der beiden liberalen Parteien, die Lloyd George neuerdings angeknüpft hat. Die Gestaltung des englischen Liberalismus, von denen die Liberalen heute 65, die Reste Lloyd Georges 35 Sitze innehaben, beruht weniger auf sachlichen Gegensätzen als auf dem Zwist zwischen Asquith und Lloyd George. Ein großer Teil der Rede war deshalb dem Führerproblem innerhalb der beiden liberalen Parteien gewidmet. Mit aller Deutlichkeit hat Lloyd George erklärt, daß dieses Problem für seine Person nicht bestehe. Er erhebe keinen Anspruch auf die Leitung der geeinten Partei. Er sei bereit, jedem zu folgen, der die nötige Klugheit und Energie besitze, um das englische Volk zu leiten, das es weder der Reaktion noch der Revolution anheim falle. Er stelle auch kein Programm auf, denn die Hauptfrage sei nicht das Programm, sondern die Einigkeit. Auch in früheren Jahrzehnten habe es Spaltungen der liberalen Parteien gegeben. Zurzeit des Zweiparteiensystems sei dies aber nicht so gefährlich gewesen; denn wenn die eine Partei abgewirtschaftet habe, sei die andere an die Reihe gekommen. Nunmehr sei aber eine dritte Partei, die Arbeiterpartei, entstanden. Millionen von denen, die früher für die Liberalen gestimmt hatten, ständen jetzt auf der Seite der Arbeiterpartei. Angesichts dieses Feindes könne sich der Liberalismus den Luxus innerer Zwistigkeiten nicht mehr erlauben. Nachdem Lloyd George dann mit noch größerer Schärfe mit den Kontrastiven abgerechnet hatte, ging er zu dem konkreten Vorschlag über, daß die liberalen Parteiführer zusammenkommen und sich offen besprechen sollen. Der Plan solle als gemeinames Programm herauskommen, nicht als Lloyd Georges eigenes Programm. Lloyd George erwiderte nach seiner Darlegung stürmischen Beifall. Sofort wurde aus der Versammlung heraus vorgeschlagen, eine Zusammenkunft zwischen Lloyd George und Asquith einzuleiten. Das dürfte das wichtigste Ergebnis der Edinburgher Versammlung sein. Gewiß haben nicht nur die Schotten, sondern auch ein Teil der englischen Liberalen den Bruderzwist gründlich satt. Es fragt sich aber doch, wie die Asquith-Partei das Angebot von Lloyd George aufnehmen wird. Die Stimmen aus diesem Lager lauten nicht ermutigend. Der alte Asquith selbst hat einem Vertreter des „Daily Express“, der ihm die Rede mitteilen wollte, geantwortet, er könne warten, bis er sie gedruckt lese. Sehr zurückhaltend zeigt sich die „Westminster Gazette“, das Hauptorgan der Liberalen. Sie sagt, wenn die Liberalen nicht mit der Idee, wie Lloyd George es wünscht, antworten, so habe dies keine guten Gründe. Die Gruppe Lloyd Georges müßte erst Beweise geben, daß sie auch Liberalen dächten. Ihre Haltung bei der Ruhrdebatte, bei der ein Teil von ihnen sich der Stimme enthielten und ein Teil mit der Regierung gestimmt habe, sei kein gutes Vorzeichen. Außerdem müsse Lloyd George mit Lord Birkenhead, Sir Robert Horne und Kusten Chamberlain brechen und vor allem erklären, daß er nicht mehr mit dem Gedanken einer neuen „Mittelpartei“ umgehe. Die Führerschaft bedeute nichts, die Politik alles. Um übrigens könne ja die Einigung jeden Tag dadurch vollzogen werden, daß die Liberalen

Lloyd Georges die Grundsätze der Allliberalen annehmen. Soweit die „Westminster Gazette“. Sollten die beiden alten Führer die Einigung nicht mehr vollziehen können, so wird bereits von einem neuen Mann gesprochen: Sir John Simon, der Justizminister und Minister des Innern im Kabinett Asquith war.

Heinliche Ueberraschung in Paris.

„Die mangelnde Courage anzuhören.“
(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 3. März.
Am Montag wurde vom Duc d'Orléans das Gerücht demontiert, daß die französische Regierung die Absicht habe, Mannheim zu besetzen. Heute ist die Besetzung erfolgt und die Welt hat wieder einmal erfahren, was unter der Regierung Poincaré offizielle französische Demontierungen bedeuten. Allerdings wird dieser neue Rechtsbruch, der durch seine Verletzung des Vertrages erklärt werden kann, der öffentlichen Meinung Frankreichs mit einiger Vorsicht angezeigt. Es wird also gesagt, daß nicht die Städte Mannheim, Darmstadt und Karlsruhe besetzt worden seien, sondern nur die Eisenbahnverkefungen von Darmstadt und die Häfen von Mannheim und Karlsruhe. Die neue Besetzung soll „die Zollkontrolle seitens der Alliierten erleichtern“. Mit der gleichen Berechtigung könnte jede andere Stadt Siegeslands von den Franzosen besetzt werden. Diese sprechen in ihren Siegeserklärungen immer von den „Alliierten“ und suchen die Vorstellung zu erwecken, daß sämtliche Verbündeten mit diesem rechtswidrigen Vorgehen einverstanden sind, aber es dürfen sich gegen diesen Versuch jetzt doch wohl einige Proteste in England und Italien erheben. Auch bei französischen Politikern, die nicht als deutschfreundlich zu betrachten sind, hatte dieser neue Schritt peinlichst überrascht, man kann wohl sagen, Entrüstung erzeugt. Die Abendzeitungen bringen noch keine Kommentare, wahrscheinlich, weil sie noch nicht wissen, was sie sagen sollen. Nur eine kurze heftigste Notiz ist dem Bericht hinzugefügt: „Die Städte Mannheim und Karlsruhe waren und bleiben außerhalb der Besetzungzone. Die Operation von heute früh besteht in der Besetzung der Eisenbahnverkefungen von Darmstadt und des Hafens von Mannheim und des Hafens von Karlsruhe, der einige Kilometer westlich der badischen Landeshauptstadt liegt.“ Weitere Meldungen vom Kriegsschauplatz fehlen. Nur im „Intransigent“ wird angeführt, daß die Franzosen und Belgier demnächst beginnen wollen, die Kohlenvorräte aus den Zechen herauszuholen. „Was wird geschehen, wenn wir unter dem Schutze der Bajonette diese Arbeit vornehmen?“ fragt der Korrespondent. Bisher wurde, wenn wir in eine Zechen eindringen, das Alarmzeichen gegeben. Die Arbeiter kamen aus dem ganzen Werk zusammen und standen in bedrohlicher Masse unseren Soldaten gegenüber. Diese summe Kundgebung erschießt sich jetzt den Arbeitern als gemindert. Wird es anders werden? Niemand kann es wissen. In der bisherigen Methode, die Stimmung zu bearbeiten, zeigen sich einige Schwankungen. Ein Teil der Zeitungen spricht noch immer von Verhandlungsmöglichkeiten, obwohl jede Nachricht dieser Art demontiert wurde. Die meisten Blätter haben sich jetzt aber die Versuche aufgegeben, das deutsche Volk als uneinig und unterdrückt zu schildern und machen seinen Gehl mehr daraus, daß der Kampf hart und lange sein wird. Es fällt unangenehm auf, daß der Marsch sich hält, und sogar etwas gestiegen ist, während der Franc sinkt. Es wird auch berichtet, daß eine Abordnung lothringischer Industrieller bei Poincaré gewesen ist und ihm die Zustände geschildert hat, die durch das Ausbleiben von Kohle und Koks eingetreten sind. Aber die heute früh berichteten optimistischen Äußerungen des Ministerpräsidenten zum Vorliegenden des Finanzministers Daria beweisen, daß die Regierung der Effektivität gegenüber die Wahrheit noch nicht zugeben will. Die Opposition behauptet, daß Poincarés hoffnungsvolle Stimmung Misse sei. Der Vorkriegsbericht der „Wochenchrift „Progress Civique“ hat den Titel: „Wir wollen wissen, wohin Poincaré uns führt.“ Dann geht es weiter: „Die Sage im Ruhrgebiet wird täglich bedenklicher. Einmal wegen der Zwischensfälle, die sich fortwährend ereignen, dann aber auch, weil die Erzeugung gegen unsere Politik bei den Neutralen und unseren Bundesgenossen zunimmt. Man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszu sagen, daß es zu einer Katastrophe kommen

wird, wenn die Spannung noch länger anhält. Am meisten davon überzeugt ist Herr Poincaré, der diese Expedition gefürchtet hat und sie gegen seine Ueberzeugung weiter führt. Er zeigt sich noch immer entschlossener als er ist, weil er innerlich schwankt; er ist nur deshalb so ruhig, weil ihm die Courage fehlt aufzukommen.“ Mehrfache Artikel sind heute häufiger zu hören und zu lesen. Aber es wäre verfehlt, ihnen allzu große Bedeutung beizulegen. Daß die Ruhraktion jetzt über die Pläne und Wünsche des Ministerpräsidenten hinausgeht, mag zutreffen, aber daß er den Gedanken an eine Besetzung durch die Besetzung der Zechen und Werke bereits seit Monaten erhoben hat, geht aus dem französischen Gelbbuch mit voller Deutlichkeit hervor. Er hatte seine Pläne bereits vorbereitet, während er durch die Presse erklärte, daß er nicht daran denke, französische Truppen ins Ruhrgebiet zu schicken. Er hat endlich vor der Kammer berichtet, daß er in London mit dem Unterstaatssekretär Garmouth nicht über Offen und Bottom gesprochen habe, während es auf den Seiten 69—65 seines Gelbbuches in den Notizen zu den Londoner Verhandlungen fortwährend von Bottom und Offen die Rede ist.

Ein englisch-französischer Ruhestreit.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 3. März.
Es wird in Regierungskreisen erzählt, daß ein großes französisches Industriekonjunktium zusammen mit englischen Finanzgesellschaften einen Plan zum Ankauf und zur Ausbeutung rheinisch-westfälischer Industrieunternehmungen im besetzten Gebiete vorbereite. Die französische Regierung soll angeblich bereit sein, den Plan zu unterstützen, auch wenn die Besetzung des Ruhrgebietes ein Ende erreicht. Da sich die Wichtigkeit dieser Meldung nicht feststellen läßt, geht ich sie unter Vorbehalt. (Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß aus den Kreisen der industriellen Ruhrproberer Frankreichs Führer der gedachten Art nach dem englischen Kapital hin ausgedrückt werden, um dieses gegen die Ruhestpolitik der Londoner Regierung einzunehmen. Man kann sich ungefähr denken, was die Urheber dieses Planes unter dem „Ankauf“ der deutschen Ruhestunternehmungen verstehen. Sie dürften aber die Erfahrung machen, daß die Aufforderung an England zur Beteiligung an ihrem Besetzung etwas verspätet kommt. Die Red.)

Rußland und Italien.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Rom, 3. März.
Der Vertreter der russischen Regierung Borowski hat gestern im Auswärtigen Amt Erklärungen über die Haltung Rußlands gegenüber Italien abgegeben. Die Sowjetregierung, sagte er, stehe der Propaganda, welche die dritte Internationale gegen die italienische Regierung treibe, durchaus fern. Sie wünsche vielmehr Beiruhigung der Mißverständnisse und eine enge wirtschaftliche Annäherung Rußlands an Italien. Diese Erklärungen sind natürlich im Augenblicke der Verschärfung Serratis und der anderen Redakteure des bolschewistischen „Awanti“ höchst bemerkenswert.

Sufchat den Südslawen übergeben.

Die Ergebung der dalmatinischen Streifzige.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Belgrad, 3. März.
Nachdem das italienische Parlament das Abkommen von Santa Margherita genehmigt hat und die Ratifikationen ausgetauscht wurden, ist vorgezogen in Abzugia die vorgesehene italienisch-jugoslawische paritätische Kommission zusammengesetzt. Heute früh 9 Uhr haben dann die italienischen Zivil- und Militärbehörden die Stadt Sufchat den südslawischen Zivil- und Militärbehörden übergeben, worauf der Einzug der südslawischen Truppen in Sufchat erfolgte. Die Italiener werden nur die Räumung der dritten Zone Dalmatiens sogleich fortsetzen. Die Ergebung dieser Streifzige mit Italien wird hier mit großer Befriedigung aufgenommen.

Abschied von Goethes Welt.

(Zum Andenken an Ottlie Demelius, 1830—1923.)

Von Stefan Zweig.

Ein kleines ist in dieser bewegten Welt gesehen und doch ein unendlich Bedeutungsvolles. Eine erste, eine urkeimliche Zeit ganz fremde Frau ist vor einigen Tagen in Wien gestorben und jetzt bereits ihre kleine, dieser stille Tod geheimnisvolles Band. Denn an diesem Scheitel hing noch der mächtigste Blick des vergangenen Jahrhunderts: so war er der Ehrwürdigste gewesen.
Die alte Frau, die still und unbemerkt dahinging, wie sie gelebt, hieß Ottlie Demelius, war seit Jahrzehnten Witwe eines österreichischen Hofrats und Tochter des Hofrats Vogel, des Arztes, der Goethe in den letzten Jahren seines Lebens behandelt und uns jene denkwürdige Darstellung seines Todes überliefert hat. Als sie 1830 — in Weimar geboren wurde, hat Hofrat Vogel den verehrten Freund, er möge die Tochter aus der Taufe heben. Der achtzigjährige sagte zu, ließ sich aber dann in der Stärke von seiner Schwiegermutter vertreten, so fiel ihr der Name Ottlie zu: doch zweifellos hat er bei mancher Gelegenheit das Kind noch gesehen und oft im Gespräch an seinem Geheißigen Anteil genommen. So war die Dreißigjährige der letzte irdische Mensch, auf dem der heilige Stern von Goethes Blick noch ruhte, der letzte, der seinen Geist, wenn auch flüchtig nur, beschäftigt und ihr Leben, das letzte dünne hauchartige Band, das hinüberreichte von unserer zu seiner Welt. Es war der letzte Atem der noch seine Welt getrunken, der seine Stunde unmissend mitgeteilt.
Diese Nähe zu ihm, die jahrzehntelange Freundschaft mit Ottlie, Walter, Adolf und Anna waren der Stolz dieses stillen Lebens, dieser edlen milden Frau, obwohl sie ihn nie in Gasse oder Zeitung trug. Niemand wußte in Wien und kaum jemand in Deutschland von dieser Tochter von Goethes Blick, die dann nach seinem Tode ihre Kinderjahre in seinem Hause verbrachte. Und ich selber wußte es nicht, obwohl ich Jahr um Jahr in gleichen Vorstadtvierteln wohnte: über meinem Zimmer hing oft ein Klavier, und aus der ersten Art, wie da Musik gepflegt wurde, sah ich nur künstlerischen Goethes Gegenwart. Ihre Tochter war Meisterin des Klaviers: einmal als ich sie gelegentlich sprach, erzählte sie mir von ihrer Mutter und zu durfte ich die wenigen Treppen empor und die damals schon fast Neunzigjährige besuchen, die aber noch hellen Goethes Vergangenheit mit Gegenwart verglich.
Im Zimmer standen alte Möbel: man meinte in einem der Weimarer Gemächer zu sein. Ein paar Zeichnungen der Weimarer Zeichner, die uns lieb sind trotz ihrer Schwäche einzig um des historischen Saubers willen, schmückten die Wand, am Tisch standen

Die Muschel.

von Martha Nothmann.

Die Muschel schwamm auf der Oberfläche des Meeres. Still — schwarz — stumm — fast wie ein lebloser Stein. „Ich möchte wohl wissen, warum sie sich so hochmütig zurückzieht,“ murrte sich die Krabbe. „Schon ist sie doch wirklich nicht, diese schwarze Person, nicht einmal gebildet — sie spricht fast gar nicht.“
„Wer stets dunkel bleibt, hat ein schlechtes Gewissen“, bozierte der Tintenfisch, und er mußte es doch wissen — er war ja Journalist.
„Der eine schlechte Figur“, ergänzte die kleine, freche Krabbe schlagfertig, worauf sich der Tintenfisch beleidigt zurückzog, denn Figur — nein, die hatte er wirklich nicht.
Die Muschel hielt ihre Schalen so fest zusammengepreßt, daß es fast auslief, als wäre sie aus einem Stück. „Wenn Ihr müßtet“, dachte sie.
Sie trug nämlich eine Perle in ihren Schalen, eine Perle, die mehr wert war als ein Königreich, und diese Perle den Klatschmäulern dort zeigen — niemals!
„Sie ist wirklich so sehr verschlossen“, fand sogar der Seezeebrä, und schwamm verstümmt um die Muschel herum. Er hatte ernste Absichten, seit er auf dem letzten Gottesball eine entzückende Quadrille in der selben Woge mit ihr getanzt hatte, aber dieser Mangel an Offenheit sprachte ihn auf die Dauer. „Zurückhaltung ist ja bei jungen Mädchen ganz schön, aber was zu viel ist, ist zu viel“, brummte er mürrisch.
„Können Sie nicht etwas mehr aus sich herausgehen?“ fragte er schließlich unwirsch.
„Nein — das konnte die Muschel ja nun nicht — sie war ja angewöhnt, aber ein bißchen, ein klein bißchen die Schalen öffnen — das hätte sie schon können.“
Aber sie tat es nicht.
Sie liebte nämlich den Seezeebrä, und nun war es sonderbar: gerade weil sie ihn liebte, konnte sie sich nicht entschließen, ihm die Perle zu zeigen.
Ja — so sind die Frauen!
Da kam die Qualle vorbeigefahren, die Gott, war die schön!
Sie schlüpfte in allen Farben — Rot, Grün, Blau — sie glänzte und sie strahlte. Und mit welcher Eleganz sie sich bewegte.
„O, wie sie tanzen,“ schwärmte der Seezeebrä, und machte drei Schritte rückwärts, denn das war nun einmal die Form seiner Annäherung, „welche Grazie, welche Leidenschaft!“

„Das ist mir schon oft gesagt worden,“ lächelte die Qualle gelassen zurück, „ein Delfin wollte mich sogar gratis im Solotanz ausbilden.“
„Und ihre Toilette, wie geschmackvoll.“
„Ich bin im Nebenberuf Kunstgewerbetlerin. — Alles selbst entworfen.“ warf die Qualle leicht hin, aber das war gewiß nicht wahr — sie spiegelte ja nur die Sonnenstrahlen wieder.
Aber was tat das.
Dem Seezeebrä standen die Augen so weit aus dem Kopf, daß sie bald herausgefallen wären.
Das war eine Frau, die der wußte man doch, woran man war. Wenn man sie nur hätte lassen können.
Aber es war merkwürdig — stets wenn man dachte, man hatte sie, war sie ganz wo anders.
„Gehen Sie nicht so von mir“, bettelte der Seezeebrä. Die Muschel verbarg ihre Verlegenheit hinter einem ironischen Lächeln.
„O, sie wußte schon, warum sie sich in gehöriger Distanz hielt — sie wußte es ganz gut.“
Schon schaukelte sie auf einer ganz entzerrten Woge.
Da fing der Seezeebrä zu lachen an, und wenn ein Seezeebrä lacht, dann wird er natürlich feuerrot.
Dieses Naturphänomen verdeckte der Qualle total den Kopf.
Zum erstenmal in ihrem Leben verlor sie die Kontenance und ließ sich wirklich unarmen — oh, wie schön!
Der Seezeebrä prallte entsetzt zurück.
„Wo war die schöne Qualle? Nichts wie etwas schmüßiger Schlein war in meiner Umarmung zurückgeblieben.“
Der Seezeebrä schüttelte sich.
So also fand die Frauen bei näherer Bekanntschaft. Er hatte gründlich genug von ihnen, — — —
Und die Muschel?
Ja, die Muschel.
Mit gedrohenem Fingern hat sie sich auf den Meeresgrund zurückgezogen, wo er am tiefsten ist, mit dem ihrer Perle, die mehr wert ist als ein Königreich.
Der Seezeebrä ergab sich nach diesen üblichen Erfahrungen übrigens ganz der Religion. Er mietete ein leerstehendes Schneckengehäuse und wurde Einsiedlerseezeebrä.
Cosima Wagner in Rot. Auf die Nachricht, daß Richard Wagners große Witwe, eine Millionärin, infolge der unerhörten Geldentwertung, lebt, wo auch aus den schmerzlichen gemordenen Werken Wagners ihr seine Einnahmen mehr zufließen, in Rot geraten ist, haben sofort namhafte Künstler, wie Felix Weingartner, beschloffen, von den Einnahmen aus Wagner-Aufführungen der Witwe des Meisters eine Ehrenrentenliste zu zahlen. Das ist erfreulich, wie es eigentlich selbstverständlich ist und eine Ehrenpflicht für alle Künstler sein sollte, die Wagnerisches Kunstgut verwahren.